

# LEBENSFORMEN

Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg  
Herausgegeben von Thomas Hengartner, Albrecht Lehmann und Gerhard Lutz

Band 17



Thomas Hengartner/  
Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.)

## Leben – Erzählen

Beiträge zur Erzähl-  
und Biographieforschung

Festschrift für Albrecht Lehmann



DIETRICH REIMER VERLAG  
BERLIN · HAMBURG

- Wiegmann, Günter (1967): Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung. Marburg.
- Zaunshirm, Thomas (1980): Die Fünfziger Jahre. Mit 173 Abbildungen. München.
- Zöpfe ab, Hosen an! (2002): Die Fünfzigerjahre auf dem Land in Baden-Württemberg. Hg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg und der Arbeitsgemeinschaft der regionalen ländlichen Freilichtmuseen Baden-Württemberg.

Irene Götz

Politisch-historische Ereigniszusammenhänge  
als Einflussfaktoren auf das nationale Bewusstsein  
Identitätskrisen nach der deutsch-deutschen Vereinigung

Das Nationale erlebt seit den 1990er Jahren als Thema öffentlicher Debatten und Inszenierungen eine regelrechte Konjunktur, nachdem es in der Nachkriegszeit, insbesondere in Deutschland, bis weit in die 1980er Jahre hinein eher tabubehaftet war. Diese neuerliche Auseinandersetzung mit Konzepten wie nationale Identität, einem nationalen kulturellen Gedächtnis sowie generell mit den Bestimmungsmerkmalen und Zuschreibungen des Eigenen und Fremden ist immer wieder als Reflex auf den tiefgreifenden Umbau beschrieben worden, dem sich die alten Nationalstaaten in Europa im Prozess der Europäischen Einigung, der ökonomischen Globalisierung sowie angesichts der Zuwanderung unterziehen müssen. In Deutschland ist es insbesondere auch die deutsch-deutsche Vereinigung, durch die ältere und neuere nationale Diskurs- und Bildmotive in der Politik und Medienöffentlichkeit verhandelt und inszeniert werden, um in einer »Berliner Republik« auf der Suche nach »innerer Einheit« gewandelte nationale Identitäten, Gesellschafts- und Selbstbilder zu vermitteln und zu etablieren.<sup>1</sup>

In diesem Beitrag soll anhand biographischer Fallstudien verstehbar gemacht werden, wie unter dem konkreten Eindruck der Ereigniszusammenhänge einer »nationalen Wende«<sup>2</sup> diskursiv vermittelte Vorstellungen über

<sup>1</sup> Diskursmotive und Figuren wie »innere Einheit« oder »Berliner Republik«, mit denen das Nationale in den 1990er Jahren in Deutschland bestimmt worden ist, wurden bereits ausführlich in meiner Habilitationsschrift (Götz 2002) behandelt, hier findet sich auch weiterführende Literatur.

<sup>2</sup> Als »nationale Wende« oder auch als »nationale Revolution« wurden gelegentlich die Ereignisse des Jahres 1989/90, die zur »Wiedervereinigung« führten, bezeichnet (siehe Zwahr 1994: 431). Diese brachte allerdings weniger die propagierte »innere Einheit« als vielmehr zunächst die wechselseitige Erfahrung von Fremdheit und Gegensätzen mit sich. Wenngleich der Begriff der »Wende« zur Charakterisierung des Endes der DDR häufig kritisiert wurde – er stamme vom letzten Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz und signalisiere ein bloßes Anpassen von »oben« an die unten stattfindende Bewegung – wird er im Folgenden benutzt, weil es die von den Interviewten selbst verwendete alltags-sprachliche Bezeichnung für den Aufbruch des Volkes durch Massendemonstrationen und den folgenden gesellschaftspolitischen Umbruch war. Siehe zu den »Kontroversen um das Ende der DDR – Wende, Implosion, Revolution oder »Refolution?« Ihme-Tuchel (2002: 73–89) (»Refolution« meint eine Mischform aus Revolution und Reform).

»imagined communities« (Anderson 1993) von Ostdeutschen aufgenommen wurden und in sehr unterschiedlicher Form bewusstseinsbildend waren.<sup>3</sup> Gerade die nach der deutsch-deutschen Vereinigung erfahrenen oder durch die Medien herbeigeschriebenen Ost-West-Unterschiede erweisen sich als zentrale Einflussfaktoren für gewandelte Selbst- und auch Fremdenbilder und für die mit der Wende neu entstehenden Identitäten.

Um am Beispiel von Einzelfallstudien die Vielschichtigkeit der (nationalen) Identitätsproduktion aus der Perspektive des Subjekts »in einem Netz von Bezügen, Beschreibungen, Episoden und Informationen mit vielfachen Zugängen [...] weitgehend interpretierbar« zu machen (von Plato 2000: 17), stelle ich folgende Fragen an das Interviewmaterial<sup>4</sup>: Gefragt wird, wie persönliche Leitwerte und Selbstbilder – in diesem Fall in einer Krisen- oder zumindest Umbruchzeit – das eigene Leben trotz der erforderlichen Umorientierungen kohärent und kontinuierlich erscheinen lassen und wie solche Lebensmaximen insbesondere auch die nationalen oder regionalen Verortungen mit ihren entsprechenden kulturellen Orientierungen bestimmen.<sup>5</sup> Welche Rolle spielen bei den Interviewten familiäre Traditionen, z.B. in der Familie vermittelte Haltungen gegenüber dem Staatsapparat und der Gesellschaft der DDR, für die konkrete Ausprägung und spezifische emotionale Qualität nationaler Identifizierung sowie für die Funktionalisierungen und Handlungsanweisungen, die aus dieser abgeleitet werden? Welche Rolle spielen diesbezüglich einschlägige biographische Erfahrungen, wie z.B. das Reisen, sowie insbesondere das individuelle Erlebnis der Wende-Zeit?

Während bei ebenfalls interviewten Westdeutschen die deutsch-deutsche Vereinigung ein vergleichsweise erfahrungsfernes, für die Biographie wenig relevantes Ereignis geblieben zu sein scheint (Honolka/Götz 1999), forderte

<sup>3</sup> Dies kann durchaus auch bedeuten, dass sich der Einzelne kritisch und distanziert gegenüber entsprechenden Identifizierungsangeboten verhält, siehe dazu unten bes. den Fall »Judith« (alle im Folgenden verwendeten Personennamen sind i. ü. erfunden, um die Anonymität der Interviewten zu gewährleisten).

<sup>4</sup> Der Entstehungskontext der zweiphasigen, offen geführten Interviews in zwei von der VW-Stiftung bzw. der DFG finanzierten Forschungsprojekten sowie insbesondere die Methodik ihrer Erhebung und Auswertung wurden an anderer Stelle ausführlich diskutiert (Honolka/Götz 1999: Kap. 2; Blank/Schmidt 1994; vgl. auch Woderich 1996; Steffens 1996; Kudera 1993 sowie Götz 2001).

<sup>5</sup> In einer Zusammenschau der Fälle wird sich allerdings herausstellen, dass die zunächst als individuelle Wertvorstellungen behandelten Maximen doch ebenfalls kollektiv vermittelt – traditional – sind und häufiger in einer bestimmten Generation oder sogar generell bei Ostdeutschen nach der Wende vorkommen.

die mit der Wende einhergehende Systemtransformation mit ihrem enormen Anpassungsdruck an westliche Verhaltensstandards von den Ostdeutschen die Neuordnung ihres Alltags und vor allem eine Auseinandersetzung mit unvertrauten normativen Mustern und kulturellen Werten, während gleichzeitig viele der vertrauten Bezugssysteme weggefallen bzw. bedroht waren. Was in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung als Folge der Modernisierung des Ostens nach westlichem Vorbild vielfach in allgemeiner Form beschrieben worden ist – die »Abwertung des sozialen und kulturellen Kapitals der Ostdeutschen«, deren notwendig gewordene lebensweltliche Neuorientierung und die an Stelle der früheren Berechenbarkeit der Lebensbahnen getretene »allgemeine Unsicherheit und Offenheit der Perspektiven« (Koch 1992: 331) –, diese Ausprägungen und Begleiterscheinungen der Wende lassen sich in ihrer Komplexität und Verschiedenartigkeit anhand von biographischen Einzelfallstudien differenziert beschreiben.

Dabei steht jeder der im Folgenden vorgestellten Fälle für andere, wohl jeweils in gewisser Weise typische Biographien und symptomatische Entwicklungen, welche mit der generellen, von der Forschung vertretenen Behauptung einer gleichzeitigen »Erosion« und »Resistenz« von (ostdeutschen) Identitäten und Wertesystemen zwar wohl grundsätzlich richtig, jedoch noch sehr ungenau beschrieben sind (ebd.: 330).

Die nachfolgend porträtierten Interviewpartnerinnen und -partner haben die gesellschaftlichen Umbrüche im Kontext der deutsch-deutschen Vereinigung – wenngleich aus sehr unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhängen heraus und in verschiedener Form – somit als biographische Krise oder zumindest als Zeiten starker Umorientierungszwänge erfahren, wobei sie in materieller Hinsicht, wie sie selbst betonen, eigentlich nicht zu den Wendeverlierern gehören. Wenngleich alle die Politik, Gesellschaft und den Alltag in der DDR sowie die eigene Position und Geschichte zum Zeitpunkt der Interviews in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre<sup>6</sup> vom Ende des sozialistischen Staates her beurteilten, war doch allen gemeinsam,

<sup>6</sup> Die Interviews wurden zwischen 1996 und 1999 erhoben. Sicherlich wäre es interessant, alle Interviewten jetzt, 15 Jahre nach der Wende, noch einmal zu befragen, um herauszufinden, inwieweit sie die seit Ende der 1990er Jahre sich weiter intensivierenden Debatten um das Nationale in ein sich seither möglicherweise verstärkendes Wandelndes Selbstbild als (Ost-)Deutsche/r aufgenommen haben und ob sich ihre persönliche Lage und damit vielleicht auch Sicht auf die Wendezeit im Zuge der sich verschärfenden Rezession und des gegenwärtigen Abbaus sozialstaatlicher Traditionen verändert hat.

dass sie sich keinesfalls als ostalgische »Jammerossis« präsentierten, wie die Medien die Ostdeutschen häufig stereotyp darstellen. Die Interviewten haben, im Gegenteil, Bewältigungsstrategien zur Überwindung der Krise gefunden, und so lässt sich ihre lebensgeschichtliche Erzählung bisweilen geradezu als Gegengeschichte zu dem Pauschalurteil über die unselbständigen »Ossis« lesen.

Die von den Interviewten aufgegriffenen identifikatorischen Angebote und neuen Solidaritäten, mit denen sie als Bewältigungsstrategien auf diese Krisenerfahrung reagierten, waren sehr unterschiedliche. Die zur Zeit der Wende 33-jährige Sekretärin Victoria C. vertritt im Interview am eindeutigsten von den hier vorgestellten Fällen eine ausgeprägte, von ihr positiv bewertete ostdeutsche »Sonderidentität« (Woderich 1996). Das Bewusstsein, Ostdeutsche zu sein, hat ihre frühere Identifizierung mit dem »ganzen« Deutschland Mitte der 1990er Jahre weitgehend ersetzt. Nach persönlichen Erfahrungen als »Deutscher zweiter Klasse« plädiert sie für eine stärkere Solidarisierung der Ostdeutschen untereinander, um den dominant auftretenden »Wessis« eigene Werte und Symbole einer bewahrenswerten ostdeutschen Kultur entgegenzusetzen.

Im Vergleich zu diesem Fall, der vorführt, wie auf Fremd-Ethnisierung durch einschlägige öffentliche Diskurse die trotzig-selbstbewusste Selbst-Ethnisierung folgen kann, wird dann mit einer Interviewpartnerin aus Potsdam eine geradezu gegensätzliche Weise, auf die öffentlichen Debatten zu reagieren, vorgestellt. Die zum Zeitpunkt des Interviews im Jahr 1999 60-jährige Ärztin Frau Jacobs fühlte sich einerseits prinzipiell schon immer als »Gesamtdeutsche« – die Wende stellte, so gesehen, keinen Bruch dar –, andererseits wurde auch ihr »ostdeutsch« in verschiedenen Situationen bereits zuvor als defizitärer Status zugeschrieben. Sie selbst begreift jedoch darüber hinaus die Sozialisation in einer DDR-Kultur als Handikap, um sich im Westen erfolgreich zu behaupten. Auf diese Erfahrungen reagiert sie, indem sie ein anderes öffentlich verhandeltes Diskursmuster aufgreift: das der anzustrebenden »inneren Einheit«.

Ausführlich porträtiert wird des Weiteren der ehemalige »Parteifunktionär«<sup>7</sup> Judith, die die Wendezeit im Alter von 33 Jahren als existentiellen Überlebenskampf und Phase der vollständigen Umorientierung erlebte. Sie lehnt einerseits nach dem Zusammenbruch der DDR – des sozialistischen Staates, an den sie von Kindheit an glaubte – für sich selbst jede Form der Identifizierung

<sup>7</sup> Sie selbst verwendet – wie in der DDR üblich – stets nur die männliche Form.

mit einem Kollektiv ab; bei ihr mischen sich jetzt linke antinationale Einstellungen in der Tradition des offiziellen DDR-Leitbildes (aber auch als Teil ihrer Familientradition) und postnationale Ideale von einer grenzenlosen, offenen Gemeinschaft von Individuen mit einem Misstrauen gegenüber der neuen, größer gewordenen Bundesrepublik als einem westlichen Staatsgebilde.

Bei dem letzten vorzustellenden Fall handelt es sich um den gelernten Druckereiarbeiter Carl, dessen zentrales Bezugssystem der Vorwendezeit, die Kirche, nach der Wende nicht mehr die »Nische« war, die ihm Vertrauen, Sicherheit und Halt bot. Inzwischen wirkt bei ihm eine neu entdeckte regionale Identität als Sachse orientierend. Die nationale Selbstverortung dagegen ist bei Carl ebenfalls gering ausgeprägt, wie die anderen ostdeutschen Interviewten hat er eine sehr ambivalente Haltung gegenüber der neuen Bundesrepublik als politischem System entwickelt. Die Wende erfuhr er als Neunzehnjähriger auf der Schwelle zum Erwachsenwerden einerseits als überfallartigen Wertewandel, andererseits aber auch als Öffnung der Horizonte. Diese Hypothesen über die zentralen Züge verschiedener Fälle sollen nun in Form von Porträts entfaltet und begründet werden.

*Victoria C.: »Jetzt müsste man gegen die Westdeutschen zusammenhalten«*

Victoria C., die 1956 geboren wurde, bewohnt zum Zeitpunkt der beiden Interviews 1996/97 mit ihrem Mann und den 15- bzw. 19-jährigen Töchtern ein kleines Haus in einem »Provinznest« in Brandenburg. Die finanzielle Situation der Familie ist zu dieser Zeit etwas angespannt, doch gehe es ihnen »besser als anderen«. Man habe nach der Wende »Glück« gehabt: Kein Westdeutscher sei »mit einem Mal vor der Tür gestanden: «dieses Haus ist meins«. Alle Familienangehörigen hatten vom ersten Tag an Arbeit und Lehrstellen bei »seriösen Firmen«. Victoria C.s Ehemann ist Arbeiter, und sie selbst arbeitet als Sekretärin in einer Firma, die Baustoffe herstellt. Sie registriert im Dorf »Neid« darauf, dass sie bislang nicht arbeitslos geworden sind, und nun auch »Schadenfreude«, als es zu Gerüchten kommt, es werde auch in ihrer Firma entlassen. Aus ihrem früheren Bekanntenkreis war sie eine der wenigen, die ihre Arbeit behielt. Dadurch wurden Victoria C. und ihr Mann geradezu isoliert. Ihre alten Bekannten hielten ihnen entgegen: »Ihr könnt ja gar nicht mitreden«. Dass sie sich mittlerweile wieder regelmäßig mit diesen treffen, vermerkt Victoria C. als positive Entwicklung.

Victoria C. bezeichnet sich als Person, die durch Fröhlichkeit und Optimismus die ernsten Seiten des Lebens zu überwinden versucht und der die Arbeit wichtig ist. Ein starker Sinn für Gerechtigkeit und Gleichheit kommt an vielen Interviewstellen zum Vorschein. Politisch steht sie der SPD nahe. Im Elternhaus wurden sie und ihre Schwester nicht sozialistisch erzogen. So sind sie beispielsweise nicht zur Jugendweihe gegangen. Insgesamt hatte sie sich mit ihrer Familie in der DDR, so gut es eben ging, eingerichtet und gelernt, zwischen privater Gegenmeinung und offiziell zu vertretender Lesart hin und her zu lavieren.

Victoria, die seit der Wende »unbedingt immer sagen« würde, »ich bin aus Ostdeutschland«, leitet diese Identifizierungspraxis zum einen aus dem Gefühl her, »überhaupt nicht gleichberechtigt« zu sein. Zum anderen betont sie: »Wir hatten unsere eigene, sagen wir ruhig, wir hatten hier 40 Jahre unsere eigene Kultur.« Sie definiert diese besonders durch bestimmte Werte: Man hat und hatte mehr Zeit füreinander, es gab weniger Geheimniskrämerei, Neid und Schadenfreude – »ob das nun Nachbarn waren oder Bekannte, man wusste von jedem, wer wann Besuch bekam und bei wem was los war [...], jeder wusste, was der andere verdient.« Auch gab es mehr Solidarität, Gleichheit und Zusammenhalt als heute. Während man sich z.B. früher privat und in der Firma untereinander geholfen hätte, »traut sich heute niemand, irgendwie sich für den anderen einzusetzen.« Des Weiteren könnten die Ostdeutschen »über sich selbst lachen«, was sie durch die vielen »DDR-Miseren« gelernt hätten. Dieser Eigenschaften sei man sich allerdings erst »jetzt richtig bewusst geworden.«

An diese als typisch ostdeutsch verstandenen Traditionen knüpft Victoria C. an, wenn sie, angesprochen auf die Geringschätzung der Ostdeutschen durch die Westdeutschen, fordert: »Jetzt müsste man gegen die zusammenhalten.« Aber leider sei in ihrer Generation »der typische Ostdeutsche nicht sehr selbstbewusst«; bei den Jüngeren ändere sich das. Auch den Nachholbedarf hinsichtlich Konsum kritisiert sie an den Ostdeutschen. Ins Bild einer gegen die Westdeutschen gerichteten ostdeutschen Identität passt ihr Ärger, dass sich »ganz Deutschland« mit ostdeutschen Sportlern wie dem Boxer Henry Maske »schmückt«. Sie und ihre Freunde rechnen bei internationalen Medaillengewinnen immer, wie viele Medaillen ohne ostdeutsche Sportler überhaupt noch für Deutschland übrig geblieben wären. Vor allem auch die damalige brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrandt, die trotz ihrer schweren Krankheit weiterarbeitete und sich nicht »einschüchtern« ließ, die sich ihrer »Arbeit mit Leib und Seele« verschrieben und sich »nicht chic«

zu machen versucht habe, repräsentiert für Victoria C. in vorbildlicher Weise ostdeutsche Eigenschaften.

Bis zum Fall der Mauer empfand Victoria C. dagegen ein Zugehörigkeitsgefühl zu einem Deutschland, das Ost und West einschloss. Dieses »Nationaldenken, so jetzt mit Nationalhymne, [...] das war komischerweise für mich nur, als die Grenze noch da war [...], wenn zum Beispiel, bei uns wurde ja ziemlich viel Sport geguckt, wenn Fußball gespielt wurde, die westdeutsche Nationalmannschaft gespielt hat und die Nationalhymne wurde gespielt, dann sagte mein Vater immer: ›Das ist auch meine [...], also da habe ich mich mehr deutsch gefühlt, muss ich sagen, als jetzt.« Als sie am Tag des Mauerfalls mit ihrem Mann über die geöffnete Grenze an der Bornholmer Brücke nach Westberlin gegangen ist, habe sie gedacht: »Das kann doch nicht wahr sein, wir sind jetzt wirklich alles die gleichen Deutschen.« Sie habe weinen müssen: »Warum erst jetzt, warum erst jetzt?«

Dieses von ihr empfundene deutsche Zusammengehörigkeitsgefühl änderte sich nach der Vereinigung der beiden Teile Deutschlands. Aus dem Munde westdeutscher Geschäftspartner hört Victoria C. jetzt Vorurteile über die »faulen Ossi«. Auch sie selbst gibt Erlebnisse von Bekannten wieder, die von Westdeutschen angesichts eines Hemdenkaufs zu hören bekamen: »Jetzt wissen wir, wofür wir den Solidarbeitrag zahlen.«

»Jeder merkt es, dass doch ein ziemlich breiter Graben ist zwischen uns. Der durch viele Leute geprägt wurde, die viel Unheil angerichtet haben auf beiden Seiten bei der Vereinigung [...], da gibt es schon einen Witz darüber, wo es heißt: Da sagt ein Ossi zum Wessi: ›Wir sind ein Volk!‹ Dann sagt der Wessi: ›Ja, wir auch.‹ Und das drückt das Denken von vielen Menschen aus.«

Dieses Bewusstsein, das mit den gleichen Sprachbildern, Witzen und Beispielgeschichten in den Medien vermittelt wird, hat Victoria C. ihres Erachtens teils aus eigener Erfahrung und teils aus Erzählungen und Berichten über enttäuschende Verhaltensweisen von Führungskräften aus dem Westen gewonnen. Hier wird deutlich, wie unentwirrbar die vorgeblich persönlichen Erlebnisse und die medial vorinszenierten Erfahrungen zusammenwirken, sich wohl wechselseitig beeinflussen und in einem alltäglichen Erfahrungsraum als virulentes, abrufbares Wissen zur Verfügung stehen, um, je nach Situation, in die Werturteile und Verhaltensmuster inkorporiert zu werden.

Trotz ihres nach der Wende entstandenen kritischen Verhältnisses zu Deutschland und ihres ostdeutschen Bewusstseins existiert für Victoria C. aber weiterhin ein Grundbestand an gesamtdeutschen Identifikationen. Ohne

dass ihr dies selbst klar sein dürfte, knüpft auch sie an den älteren Diskurs von der »überlegenen Kulturnation« an, wenn sie hier folgende »Dichter und Denker« anführt: Beethoven, Goethe, Fontane und Max Planck; ferner lobt sie die »alte und lange Geschichte, die wir ja vielen Ländern voraus haben«. Auch wenn Menschen in der Dritten Welt über sinnvolle deutsche Entwicklungsprojekte sagten, »das sind Deutsche«, kann sie sich positiv mit ihrem Land identifizieren. Jedoch sind solche positiven Gefühle als Deutsche nach der Wende insgesamt seltener geworden. Als Deutsche fühlt sie sich »mehr oder weniger immer nur« in Situationen, in denen sie denkt, dass Deutschland im Ausland wieder einmal Negativschlagzeilen macht, beispielsweise, wenn »wieder einer krumme Geschäfte gemacht hat im Ausland«.

Hinsichtlich dieser ambivalenten Wahrnehmung Deutschlands unterscheidet sich Victoria nicht von den interviewten Westdeutschen. Allerdings bildet die deutsch-deutsche Vereinigung bei ihr im Unterschied zu diesen den zentralen Bezugspunkt, der ihre teils positiven Deutschlandbilder, die sie vor der Wende pflegte, von denjenigen negativen Wahrnehmungen trennt, die nach der Wende hinzukamen. Wie bei vielen unserer westdeutschen Interviewpartnerinnen und -partner bildet auch für Victoria die Idee der traditionsreichen »Kulturnation« aufgrund der ihr inhärenten Vorstellung von einem ewig währenden Grundbestand zeitloser Werte eine Art Band, das das Bild von Deutschland als einer Nation zusammenzuhalten oder besser nach der Wende zusammenzufügen vermag. Die Zentralperspektive der Kulturnation muss hier jedoch nicht nur (wie im Falle der Westdeutschen) generelle Globalisierungs- und Modernisierungstendenzen, sondern konkret die Brüche und Verunsicherungen in Folge der Systemtransformation kompensieren.

Allerdings hat die Selbst-Ethnisierung als »Ostdeutsche« im Interview mit Victoria C. weit mehr Gewicht als die Vorstellung, einer Kultur- oder gar Volksnation anzugehören. Wenn ihre ostdeutsche Identität seit der Nachwendezeit als Kompensat für verloren geglaubte Werte und zugleich als Reaktion auf die aus ihrer Sicht erfolglos eingeforderte »echte« Solidarität des Westens mit dem Osten fungiert, dann stellt auch bei Victoria die von den Medien und der Politik als Zielvision beschworene »innere Einheit« die Folie der Wahrnehmung und des Urteilens dar. Aus Victorias Sicht lässt der Westen den Osten einerseits im Stich, begegnet ihm zumindest nicht auf gleicher Augenhöhe; andererseits lässt sich der betonte Rückzug auf die Identität als Ostdeutsche auch als eine Reaktion auf die im öffentlichen Bewusstsein herrschende Zielvorstellung der Einebnung von Differenz lesen, wie sie sich hinter dem in den Medien traktierten Gedanken der »inneren Einheit« häufig

verbirgt. Diese Nivellierungstendenz geht aus der Sicht des Ostens z.B. auch auf dessen Kosten, wenn von ihm erwartet wird, seine kulturellen Traditionen und Symbole aufzugeben oder, wie im Falle der Sportler, in das vom Westen dominierte Gesamtdeutschland einzuverleiben. Zu diesen Integrationsstrategien bildet das Bewusstsein, ostdeutsch zu sein, eine immer häufiger bemühte Alternative, wenngleich oder gerade weil es mit der Erfahrung von Deklassierung und Unterlegenheit verbunden wird.

#### *Frau Jacob: schon immer »gesamtdeutsch« gefühlt*

Die 1939 geborene Betriebsärztin Frau Jacob, die einerseits klagt, dass es so lange dauere, bis »es zusammenwächst«, dieses Deutschland, das doch »eins ist«, das eine Sprache, eine Kultur habe, möchte andererseits ebenfalls auf keinen Fall »wie jemand aus dem Westen« wirken. Denn auch ihr sind wie Victoria Westdeutsche vor und nach der Wende, z.B. in Tschechien, als »großkotzig«, mit den Devisen um sich werfend, aufgefallen. Hier zeigt sich eine weitere typische Erzählvariante der ostdeutschen Interviewten über die Selbstdistanzierung von speziell den Westdeutschen, die man – besonders im ehemals sozialistischen Ausland – wegen ihres unsensiblen, unangepassten Verhaltens floh und flieht.<sup>8</sup>

Frau Jacobs Bilder von West- und Ostdeutschland und ihr Selbstbild als Deutsche sind ebenfalls von einer gewissen Ambivalenz geprägt. So unterscheidet sie selbst immer wieder die Westdeutschen von den Ostdeutschen, obwohl sie aus ihrem »gesamtdeutschen« Bewusstsein heraus – »habe mich immer als Gesamtdeutsche gefühlt« – die Trennung in Ost- und Westdeutsche, ganz anders als Victoria, eigentlich überwunden wissen möchte. Was sie an den Westdeutschen bei Auslandsreisen als »unangenehm« empfindet, eine gewisse Überheblichkeit, bewundert sie in Situationen, wie z.B. in Bewerbungsgesprächen, als größeres »Selbstbewusstsein«, als höhere Kompetenz, sich selbst darzustellen und »zu verkaufen«. Diese Eigenschaften kontrastiert sie im Interview wiederholt mit einer DDR-Sozialisation, die sie als Start-

<sup>8</sup> Die westdeutschen Interviewten differenzierten in diesem Typus der Reiseerzählung nicht zwischen West- und Ostdeutschen. Bei ihnen waren es eher verallgemeinerte milieuspezifische Verhaltensmuster, die sie im Ausland auf Distanz von den »Bier und Schnitzel« konsumierenden deutschen Proleten gehen ließen.

nachteil empfindet, als Hemmschuh, um im »freien«, »selbstbestimmten«, auf der Basis anderer Institutionen und Regeln funktionierenden Westen mithalten zu können. Ihre Beschreibungen gehen dabei konform mit einschlägigen öffentlichen Diskussionen und Veröffentlichungen über die »typisch ostdeutschen« Charaktereigenschaften wie z.B. die fehlende Eigeninitiative.

Auch vor der Wende erfuhr Frau Jacob, was es bedeutet, ein »DDR-Kind« zu sein – eine Selbstbeschreibung, die sie im Interview immer wieder betont und aus der sie speziell im Ausland auch heute »keinen Hehl« macht, schon um als Zeitzeugin über solche Erfahrungen als DDR-Bürgerin aufklären zu können. »DDR-Kind« zu sein, habe sie »immer als misslich« empfunden. Durch ihren noch vor dem Mauerbau in die Bundesrepublik gegangenen Vater, den sie als Jugendliche in Frankfurt a.M. besuchte, erfuhr sie ihr »Ostdeutschsein« geradezu als etwas Defizitäres. Ihr Vater beschrieb sie sogar als direkt »ostzonal aussehend« (und spielte damit auf ihre aus Westsicht nicht modische Kleidung an) – eine Etikettierung, die sie offensichtlich nachhaltig verletzt hat. Auch in Schweden, wo sie vor dem Mauerbau noch Verwandte besuchte, erlebte sie »Ostdeutschsein« als einen Mangel:

»Ja, [...] dass ich sehr wohl sehen konnte – das war aber dieses DDR-Kind –, dass da ganz andere Freiheiten waren. Dass viele Ängste gar nicht existierten, die wir hatten, dass auch mein Cousin und meine Cousine eigentlich viel offener waren mit ihren Meinungsäußerungen, wo ich nun erst mal abgewartet habe und das fand ich schon irgendwo toll, dass ich dachte, Mensch, das ist ein freies Land und ja, natürlich war es sozial auch [...]«.

Wie Beate Rätz (2001) in ihrem Porträt über Frau Jacob herausarbeitete, mischen sich bei deren Beschreibung Schwedens als einer Art »Traumraum«, in den im Interview immer wieder alle Wünsche und Versäumnisse hineinprojiziert werden, die Perspektive des »DDR-Kindes« und ein älteres, doch ebenfalls bis in die Gegenwart hineinwirkendes Wahrnehmungsmuster: das des »Kriegskindes«, als das sie sich ebenfalls mehrfach selbst bezeichnet. So betont Frau Jacob, dass in Schweden neben der Freiheit, die sie in der geschlossenen Gesellschaft der DDR vermisste, als weiterer zentraler Wert der des Friedens verwirklicht sei, was ihr als hungrigem Kind aus einem zerstörten Land in der Nachkriegszeit besonders aufgefallen war.

Die Kriegs- und Nachkriegsthematik als fester Bestandteil der lebensgeschichtlichen Erzählung tauchte im Interview immer wieder auf und bestimmte sowohl die negative Wahrnehmung der DDR als auch gegenwärtige persönliche und gesellschaftspolitische Einstellungen, Wahrnehmungen und

Wertungen, z.B. ihr unbedingtes Plädoyer für Pazifismus. Die DDR wird von Frau Jacob aus der durch Kriegs- und Nachkriegszeit geprägten Perspektive als in mancher Hinsicht »noch schlimmer« als die »Hitlerzeit«, als »unmittelbare Wiederholung der Geschichte« verstanden; hier erwähnt sie z.B. die Fahnenappelle bei der Hitlerjugend, die sich bei der Freien Deutschen Jugend wiederholt hätten, oder eine von ihr gleichgesetzte Praxis der Vermögenskonfiszierungen bei auswandernden Regimegegnern im »Dritten Reich« und in der DDR.

Deutlich wird in Beate Rätz' Porträt dieser Frau, die die Wende gut situiert in einem Haus in Potsdam erlebte und auch beruflich keine größeren Veränderungen verkraften musste, dass die miteinander verquickten Perspektiven des »Kriegskindes« und des »DDR-Kindes« als Leit motive gegenwärtiger Identifizierungspraktiken fungieren und lebensgeschichtliche Kontinuität stiften.<sup>9</sup> Die aus dieser doppelten Perspektive konstruierten Selbst- und Fremdenbilder sind entsprechend nicht, wie z.B. bei Victoria oder auch wie im unten vorzustellenden Fall Judith, durch die Erfahrung der Wende als eines Bruches in ein »Vorher« und »Nachher« geprägt. Vielmehr scheint sich bei Frau Jacob die Identifikation als Ostdeutsche bzw. Gesamtdeutsche nicht grundsätzlich im Laufe ihres Lebens gewandelt zu haben, die Identifikationspraxis bzw. die Zuschreibungen von Identität variieren je nach Kontext und Anlass (Inland, Ausland).

Auch das Interview mit der 1962 in Wismar geborenen Tabea, die Christiane Reichart-Burikukiye (2001) porträtiert hat, zeigt, wie Nationalsozialismus und DDR-Geschichte als Motivgeflecht das gegenwärtige Handeln und Urteilen sowie das Selbstbild in der neuen Bundesrepublik bestimmen. Im Gegensatz zu Frau Jacob betont die in einer kommunistisch orientierten

<sup>9</sup> An dieser Stelle kann nur darauf hingewiesen werden, dass es sich hier durchaus um generationstypische Wahrnehmungsperspektiven zu handeln scheint. So schreibt z.B. Zwahr (1994) in seiner ostdeutschen Generationenübersicht über die Geburtsjahrgänge 1930 bis 1939, dass ihr Selbst- und Weltbild davon bestimmt war, dass sie von einer »geschlossenen Gesellschaft« umschlossen wurden, »als sie im leistungsfähigsten Alter waren« und – diesbezüglich besteht ein Unterschied zu Frau Jacob – mit den Vereinigungsfolgen meist ihre berufliche Existenz beenden mussten; außerdem bildeten sie, die häufig in Familien ohne Vaterautorität aufwuchsen, zwar ohne den direkten eigenen Vergleich mit der NS-Diktatur ihr Urteil über den Aufbau der DDR-Gesellschaft, trugen aber stets die in den Familien überlieferten NS-Erfahrungen als »Anpassungsmaßstab« mit sich (»Kriegskind«). Entsprechend mögen viele entsprechend Frau Jacob die Institutionen der DDR, z.B. die FDJ, weniger als Innovation, denn als Mittel der »Disziplinierung und Indoktrination« betrachtet haben.

Arbeiterfamilie aufgewachsene Tabea, die heute in Berlin lebt, positive Seiten der DDR, die ihr eigenes Einsteigen für die sozialistischen Ideale zu DDR-Zeiten legitimieren sollen: Die DDR erscheint nicht wie bei Frau Jacob als Quasi-Fortsetzung des Nationalsozialismus, sondern, im Gegenteil, gemäß dem offiziellen Gründungsmythos vom antifaschistischen Widerstand als dessen Bewinder. Garant und Symbol für diese Leseweise ist Tabeas kommunistischer Großvater, dessen mutiger Kampf gegen das nationalsozialistische Regime als zentrales Motiv der Familiengeschichte den Enkeln immer wieder erzählt wird. Diese Erzählung transponiert den offiziellen Gründungsmythos der DDR in einen identifikatorischen Teil der familiären Lebenswelt Tabeas und macht ihn damit konkret begreifbar und glaubhaft. Die eigene positive Familiengeschichte stellt sie der nach der Wende allseits und pauschal vollzogenen Entwertung der DDR entgegen. Es sind diese in der Familie kontinuierlich hochgehaltenen, vom Großvater vorgelebten positiven Werte, der Kampf gegen jede Form von Nazismus, mit denen sie ihrer Familien- und Lebensgeschichte auch innerhalb des gesamtdeutschen Kontextes eine Legitimation verleiht und mit denen sie den öffentlichen Diskurs über die »ausländerfeindlichen«, »unterdrückten«, wenig selbstbewussten »Jammerossis« kontert. Im Bild des kommunistischen Kämpfers, das sie hier privatisiert und individualisiert, kondensiert Tabea aus ihrer Sicht erhaltenswerte Kontinuitäten und überzeitliche Werte. Diese helfen, zumindest in der Selbstrepräsentation im Interview, auch den tatsächlichen äußeren Bruch in ihrer Lebensgeschichte, den beruflichen Abstieg nach der Wende – vom ehemaligen »Reisekader« und der Nordeuropapertin zur Sekretärin im öffentlichen Dienst –, zu überbrücken.

*Judith W.: »Ich wollt' nicht bei den Deutschen stehen«*

Sah Frau Jacob die DDR als Wiederholung der NS-Zeit an – und Tabea als deren konsequente Überwindung –, so war es bei der 1956 geborenen Judith W. die Wendezeit, die unter dem Blickwinkel der Wiederkehr nationalsozialistischer Rhetorik und neonazistischer Fremdenfeindlichkeit wahrgenommen wurde. Auch bei ihr bildet der Nationalsozialismus ein diskursiv vorvermitteltes Motivgewebe, das als »Gegenwartsperspektive« oder »Gegenwartsschwelle« (Fischer-Rosenthal 1995: 53f.) ihre heutige – allerdings negative – deutsche Identifizierung einerseits und ihre Xenophilie andererseits bestimmt. Hier soll nun dargelegt werden, wie auch in ihrem Fall die Familiengeschichte eine ent-

scheidende Rolle für die sich wandelnden Identitäten und Solidaritäten bildet (siehe auch Götz/Kölbl 2002).

Judith W. wuchs in einer sächsischen Stadt auf. Ihr Vater musste als Jude und Kommunist in den dreißiger Jahren in die Sowjetunion emigrieren, aus seiner Familie überlebten nur zwei weitere Mitglieder den Holocaust. Nach seiner Rückkehr in die neu gegründete DDR machte er politisch in der SED und auch beruflich eine beachtliche Karriere.<sup>10</sup> Von ihren Eltern spricht Judith W. mit Hochachtung und bewundert ihren Einsatz für den »kommunistischen Traum« einer gerechten Gesellschaft. Judith W. übernahm vom Elternhaus diese Ideale. So engagierte sie sich während der Schulzeit in der Pionierorganisation sowie in der Freien Deutschen Jugend und ließ sich nach dem elterlichen Vorbild in die Partei aufnehmen. Sie arbeitete zunächst als Agrarökonomin und Rinderzüchterin und besuchte nebenher Parteischulen, die sie nicht nur fachlich, sondern auch durch politische Weiterbildung auf Führungsaufgaben vorbereiteten. Anschließend arbeitete sie zunächst ehren- und dann hauptamtlich als »Parteisekretär« in der örtlichen Handelsorganisation. Nach ihrer Scheidung zog Judith W. ihre drei Kinder alleine auf. Obwohl sie überzeugte Kommunistin war, erlebte die junge Frau oft Enttäuschungen durch Parteigenossen, ohne dass sie dabei die Partei oder die Ideale des Sozialismus angezweifelt hätte. Bereits in der Vorwendezeit bemerkte Judith W. in ihrem Umfeld z.B. Misswirtschaft oder Wahlbetrug. Sie betont, sich in ihrer Funktion als Vertreterin der Partei nicht mehr wohlfühlt zu haben. Allerdings habe sie nicht gewünscht, »dass es den sozialistischen Staat nicht mehr gibt. Das war überhaupt nicht vorstellbar«. Die Vereinigung der beiden Teile Deutschlands und die damit verbundene gesellschaftliche Umstrukturierung schildert Judith W. im Interview als eine Lebensphase, in der sie unsicher, depressiv und verwirrt war, wenngleich sie die berufliche Krise erfolgreich meisterte. Nach einer Umschulung zur Sozialarbeiterin fand sie eine Anstellung in der Ausländerberatungsstelle ihrer sächsischen Heimatstadt.

Doch waren es insbesondere zwei Umstände, die die Wendezeit zu einer länger währenden Krise ihrer Wertorientierungen und gesamten Identität werden ließen. Zunächst litt sie sehr unter den Beschimpfungen, die sie, ihre Kinder und viele ehemalige Parteifunktionäre wegen ihrer Mitarbeit in der SED hinnehmen mussten. Dabei räumt sie ein, selbst wegen der Machen-

<sup>10</sup> Judiths Vater ist damit ein typischer Vertreter der sogenannten »Aufbaugeneration«, die als Kämpfer für den Antifaschismus und für den »neuen Menschen« eintrat und mit dem Aufbau der DDR auch ihren eigenen Aufstieg verband (siehe Zwahr 1994: 434).



schaften der »Staatssicherheit« Schuld- und Schamgefühle gehabt zu haben: »Nicht dass ich gesagt hab', ich hab' das gemacht. Aber, ich hab' diese Partei und diesen Staat vertreten und ich bin irgendwo auch mitschuldig.« Allerdings trat sie trotz der gesellschaftlichen Aburteilungen als ehemaliges Parteimitglied und der eigenen Schuldgefühle nicht aus der SED und späteren PDS aus. Dies begründet sie mit Trotz, Stolz und mit dem Willen, verantwortlich weiterhin zu ihren Überzeugungen zu stehen. An den sozialistischen Idealen möchte sie nach wie vor »festhalten, weil an was anderem festhalten kann ich mich nicht.«

Hier zeigt sich eine mögliche Folge des Umstandes, dass Judith als eigentliches »Kind der Republik« einer geschlossenen Werteordnung ausgesetzt war und, zumal sozialistisch erzogen, offensichtlich keine Möglichkeiten hatte, sich mit alternativen Ideen und Haltungen zu identifizieren. Der bei dieser Generation häufige Illusionsverlust in Folge der vor 1989 stets gescheiterten Hoffnung auf Erneuerung, der auch bei Judith durchklingt, brachte viele dieser Republikkinder in der Wendezeit auf die Straße<sup>11</sup>, um endlich aktiv an der Umgestaltung der Gesellschaft mitwirken zu können. Diese Möglichkeit war Judith jedoch aufgrund ihrer Wahrnehmung der Demonstrationen als primär nationalistische Veranstaltungen verstellt.<sup>12</sup>

Insbesondere aufgrund ihrer Familiengeschichte bereitete ihr die Zunahme der emotionalen Debatten um die »deutsche Nation« Probleme sowie ihre gleichzeitige Beobachtung rassistischer und antisemitischer Parolen und Aktionen. Während Judith zur Zeit der DDR nie darüber nachgedacht habe, »ob das ein deutscher Staat« sei, musste sie sich nun stärker mit dem Verhältnis von Nationalität und Politik auseinandersetzen. Mit dem »Umarmungs- und Vereinigungstaumel« konnte sie »auch menschlich nicht umgehen«. Sie fand ihn »aufgesetzt«, weil vierzig Jahre getrennte Entwicklung der beiden Staaten nicht berücksichtigt worden seien und für sie die Eigenschaft »deutsch« keine sei, die per se Gemeinschaft stiftet. Die Vereinigung war für sie nur ein »Schock, keine Freude«, »Großdeutschland«, das sie nur »mit dem Faschismus,

<sup>11</sup> Die »Kinder der Republik« gelten als die Hauptaltersgruppen unter den Demonstranten (Zwahr 1994: 435f.).

<sup>12</sup> Zwahr (1994) zeigt jedoch in seiner Zusammenschau der Ereignisse der Staatskrise von 1989, dass die Demonstrationen in Leipzig und Berlin mit ihren Parolen »Wir sind das Volk!« oder »Die DDR gehört dem Volk, nicht der SED!« zunächst vor allem auf Erneuerung des Staates ausgerichtet waren und erst nach der Maueröffnung von zunehmend nationalistischen Tönen begleitet wurden (»Deutschland einig Vaterland!«, »Wir sind ein Volk!«).

mit der Hitlerzeit« verbindet, eine »Horrorvorstellung«. »Wirklich parallel mit der Wende«, berichtet Judith, haben sich in ihrer Stadt »rechtsradikal orientierte Jugendliche zusammengeworrtet«. In der gleichen Zeit sah sie bei sich »so um die Ecke rum, Davidstern auf die Straße gesprüht und »Juden raus!«.

Angesichts solcher Erfahrungen sei ihr ihre Familiengeschichte wieder in Erinnerung gekommen. Dass ihr Vater als Kommunist und »jüdischer Deutscher« in die Sowjetunion emigriert sei, hat Judith W.s politisches und insbesondere auch ihr »nationales Verständnis sicher auf 'ne ganz besondere Art und Weise geprägt«, wie sie seinerzeit erfuhr. Jedenfalls erinnerte sie der Begriff »deutsch«, seit jeher »eher im Negativbereich« angesiedelt, direkt an den Faschismus. Noch heute »kann ich mit dieser Hymne nicht umgehen, da werd' ich auch mein Leben lang nicht aufstehen«. Eine deutsche Identität habe sie »überhaupt nicht«. »Deutsch« sei für sie höchstens im Zusammenhang mit Kultur, Geschichte und literarischen Klassikern bedeutsam.

Die der Wende folgende Identitätskrise bewältigt Judith dann zunächst, indem sie ihr sozialistisches Ideal einer durch Gleichheit und Gerechtigkeit bestimmten Gesellschaft weiter – allerdings in neuen, jetzt *interkulturellen* Aktionsfeldern – umsetzt. Gerade ihre Ausländerarbeit ist es, mit der sie sich erneut einen relativ geschlossenen kompensatorischen Schutzraum schafft. Die Motivation für Judith W.s Einsatz für den Aufbau einer Ausländerinitiative in ihrer sächsischen Heimatstadt zusammen mit ehemaligen Genossen lässt sich als der Versuch einer neuen Sinnstiftung in der Wendezeit überschreiben. Die Beobachtung von zunehmenden Ausschreitungen gegen Ausländer in dieser Zeit und ihre Angst vor einem neuen Nationalismus liefern ihr die Begründung, in der Beratung von Ausländern gemeinsam mit den noch verbliebenen jüngeren Genossen ein Betätigungsfeld zu entdecken, wo sich parteipolitisches Engagement und der Schutz von »Schwächeren« sinnvoll fortsetzen lassen. So gesehen, erlaubt ihr die Ausländerarbeit eine gewisse Kontinuitätserfahrung, die schon deshalb vor dem »selbsterstörerischen Sitzen und Grübeln« schützt, weil der Kampf für ihre Ideale weiterhin einen Wert hat. Die Interviews machen deutlich, dass es auch ihre Schuld- und Schamgefühle sind, einen Unterdrücker-Staat (siehe Ihme-Tuchel 2002: 89ff.) unterstützt zu haben, die Judith W. nun als eine Art Wiedergutmachung zu ihrem Einsatz für die im neuen Staat »Unterdrückten« motivieren.

Zu Judith W.s Solidarisierung, ja geradezu Identifizierung mit Ausländern, den aus ihrer Sicht »Ausgegrenzten«, trägt bei, dass sie sich selbst in zweifacher Hinsicht nach der Wende ausgegrenzt fühlt: als Sozialistin und dann als »nach der Nazimathematik Halbjüdin«. »Aber das Gefühl, fremd zu sein oder

nicht unmittelbar hier dazugehören« kam erst nach der Wende »mit dieser Fremdenfeindlichkeit, mit offenem Antisemitismus [...]. Die Familie meines Vaters war assimiliert [...], und es waren dann trotzdem wieder Juden. Also da reichte eben auch, ein Halbjude zu sein in den Zeiten, und irgendwo ist es das Gefühl, dass was Altes wieder da ist und damit auch eine Solidarisierung. Ich möchte mich nicht mit dem Deutschtum, das sich so absetzt von den anderen Kulturen, solidarisieren.«

Die hier zitierte Interviewpassage zeigt erstens, dass Judith W. eine jüdische Identität vor allem als Fremdzuschreibung erfährt. Zweitens verdeutlicht diese Stelle exemplarisch, dass ihr das erfahrene Gemisch aus aufkeimender Ausländerfeindlichkeit und Nationalismus in der Nachwendezeit als eine direkte Fortsetzung der deutschen Geschichte vor 1945 und gleichzeitig beinahe als Wiederholung ihrer Familiengeschichte erscheint. So zog sie die Konsequenz: »Ich wollt' nicht bei den Deutschen stehen.«

Die ausgeprägt antinationale Haltung Judith W.s erklärt sich somit zum einen dadurch, dass sie aufgrund ihrer Familiengeschichte für nationale Töne hoch sensibilisiert ist. Schon deshalb ist sie wohl eher geneigt, die nationale Einigung und gegenwärtige Tendenzen der deutschen (Ausländer-)Politik stärker in direkter Tradition des Nationalsozialismus zu sehen. Hinzu kommt zum anderen, dass Judith W. in offensichtlicher Konformität zur offiziellen Deutschlandpolitik der SED die DDR nicht als »deutschen« Staat erlebt hat und die »deutsche« BRD nach dem beharrlich gepflegten antifaschistischen Gründungsmythos der DDR als mit dem alleinigen Erbe des Nationalsozialismus belastet galt. Nach der bei Judith W. noch wirksamen offiziellen DDR-Logik haftet der BRD mit ihrem kapitalistischen System demnach ein zumindest latenter Faschismusverdacht an (vgl. Münkler 1996; Erdmann 1996)<sup>13</sup>, so dass sie der neuen BRD als direkter Fortsetzung der alten in dieser Hinsicht ohnehin mit besonderem Misstrauen begegnet.

Für Judith W.s antinationale Einstellung und ihre Nichtbeteiligung am Vereinigungsjubiläum hat sicherlich auch eine Rolle gespielt, dass die Vereinigung der beiden Teile Deutschlands das Ende ihrer materiell und ideologisch gefestigten Existenzweise auf der Seite der »Macher« des DDR-Systems bedeutete. Gegen diese Verunsicherung wehrte sie sich zunächst durch ein Beharren auf

<sup>13</sup> Judith erfährt in den 1970er Jahren, als in der Ära Honecker »deutsch« aus dem offiziellen Sprachgebrauch der DDR gestrichen wurde, ihre intensive sozialistische Ausbildung. Es liegt nahe, dass sie als parteigläubige Sozialistin hier die auf Abgrenzung von der BRD zielende Deutschlandpolitik der SED in ihr Denken aufgenommen hat.

ihren sozialistischen Werten und Erklärungsformeln und durch gleichzeitige Kritik am neuen System (»Montagsdemos« vom Westen gesteuert). Indem sie sich außerdem auf die Seite der potentiellen Opfer schlägt und sich überdies für diese einsetzt, kann sie dann aus der Rolle der Verantwortlichen (für die DDR) herausschlüpfen und sich im neuen System mit ihren alten Werten wieder, wenngleich in einer gesicherten Nische potentiell »Unterdrückter«, zu den aktiven Helfern zählen.

Wenngleich Judith W. auch Vorteile in der neuen BRD sieht und zu nutzen versteht (z.B. Bewegungs- und Meinungsfreiheit, materielle Verbesserung, Eigeninitiative kann zum Erfolg führen), so findet sie im neuen System und in ihrer neuen Lebenswelt doch wieder klare Fronten (eine nationalisierte BRD), gegen die sie kämpfen kann. Ihre jüdische Herkunft stützt, rechtfertigt und überhöht ihr Selbstverständnis als die andere, die marginalisierte Deutsche – die Deutsche, die, selbst ausgegrenzt, Ausländern offen begegnet und sich als persönliche Konsequenz aus ihrer unbedingten Anpassung an die Parteidisziplin und als allgemeine Konsequenz aus der nationalsozialistischen Geschichtstradition (und wohl auch aus ihrer besonderen Familienkonstellation) »nirgendwohin« mehr »falten« will. Diesen Anspruch einer vollständigen Individualisierung – »Ich möcht' mich nicht als Deutsche identifizieren müssen oder als Jude oder als [...]. Ich bin ich, also noch stärker als ich's früher war« – erhebt sie auch für ihren internationalen Bekanntenkreis und für den (idealen) Staat, wo keine Unterschiede zwischen den Kulturen mehr gemacht werden sollen, sondern allein das Solidaritätsprinzip herrscht.

Allerdings erscheint dieses von Judith W. geforderte postnationale Utopia einer individualisierten Gesellschaft ohne Grenzen eigentlich als ein antinationales Paradies, auf sozialistischen Wurzeln aufgebaut, entsprungen nicht aus einer Identifizierung mit der bundesrepublikanischen Verfassung, sondern im Gegenteil, aus einem tiefen Misstrauen oder zumindest fehlender Erfahrung mit den rechtsstaatlichen Institutionen.

#### Carl W.: vom »Ossi« zum »besseren Wessi«

Kann sich Judith W. durch ihre Ausländerarbeit und ihre jüdischen Wurzeln als die *andere*, die marginalisierte Deutsche in der neuen bundesrepublikanischen Gesellschaft positionieren, so verleiht sich Carl W. durch seine interkulturellen Aktivitäten den Status des *besseren*, d.h. hier des bescheideneren

»Wessis« (siehe auch Götz/Kölbl 2002). Er will demonstrieren, wie man die Verwestlichung der östlichen, ehemals sozialistischen »Bruderländer« behutsamer und fairer unter Einbezug der vor Ort vorhandenen Ressourcen betreiben kann.

Der zum Zeitpunkt des Interviews (1997) Achtundzwanzigjährige lebt seit seinem ersten Lebensjahr im Vorort einer sächsischen Stadt. Der aus dem Westen stammende Interviewer stellt er die Erlebnisse und Erfahrungen seiner Jugend nicht als Erinnerungen an rein Privates dar, sondern beschreibt sie als im Wesentlichen mitbedingt durch die politischen Gegebenheiten des DDR-Regimes. Carls Vater unterrichtete als Gymnasiallehrer Physik und seit der Wende auch Religion, seine Mutter ist Erzieherin in einem konfessionell gebundenen Kindergarten. Carl charakterisiert seine Familie als »religiös orientiert«; der christlich-kirchliche Auftrag des »Zeugnisablegens« sei als Lebensmaxime ernst genommen worden. Die lokale evangelische Gemeinde war für Carl als Jugendlichen nicht nur eine Glaubensgemeinschaft, sondern, durchaus DDR-typisch, auch Ort der kritischen Auseinandersetzung mit dem Regime. Dort erhielt man Informationen, die in der Schule und den offiziellen DDR-Medien nicht zu bekommen waren. Die Kirchengemeinde bot – in Grenzen – den schützenden Rahmen für systemkritische Äußerungen und Aktionen. Insgesamt hat sich Carl, wie er versichert, mit seinem alten Bezugsnetz Gleichgesinnter in der DDR »sehr wohl gefühlt«, zumal er hier für seine diversen systemkritischen Aktivitäten offensichtlich Anerkennung und Selbstbestätigung erfuhr.

Carl erhielt eine Ausbildung und einen Arbeitsplatz in einem halbstaatlichen graphischen Betrieb, in dem nach seinen Ausführungen »alle Querulanten zusammengefasst« waren. Anders als im staatlichen Betrieb, in dem nur Genossen arbeiten durften, stand wenig Material zur Verfügung, die Mitarbeiter verdienten schlecht und es gab keine Fortbildungen für sie.

Die Vorwendezeit charakterisiert Carl als »spannende Sache«, die er zwischen »Angstschweiß und Freudentaumel« erlebt habe. Beeindruckt und bestätigt hat ihn, dass Systemkritisches, was er bis dahin als Denken einer Minderheit kannte, »mit einem Mal in einer breiten Masse herausbrach«. Niemand habe allerdings damals damit gerechnet, dass die Ausreisewellen und Demonstrationen das Ende des DDR-Regimes einläuteten, vielmehr erwartete man, nun die Möglichkeit zu haben, dieses Regime zu reformieren.

Carl hat die Wende als »Überfall«, d.h. als plötzliche und autoritär durchgesetzte Installation neuer Werte, empfunden: »Ob es in der Kulturschiene war oder ob das in der Industrie war, es hatte also alles keinen Wert mehr

[...]. Vieles meiner Identität ist verloren gegangen, auch Opfer des Geldes geworden.« Die Einführung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bewirkte zwar nach Carls Selbsteinschätzung die »Verbesserung seiner Lebensqualität«, wie sie auch allgemein zu einem wirtschaftlichen Aufschwung seiner Heimat Sachsen geführt habe, doch förderte sie aus Carls Sicht gleichzeitig oberflächliche, »unchristliche« Konsumorientierung, Konkurrenz- und Besitzdenken und den Aufbau unrechtmäßiger Hierarchien unter den Menschen. Selbst die Kirche steht für Carl nach der Wende nicht mehr eindeutig als die Institution da, die sich bedingungslos für die Schwächeren einsetzt und Missstände anprangert. Auch sie sei ein »kapitalistischer Betrieb« geworden. Der plötzliche Reichtum überall, der »von außen her kommt«, schockierte Carl: nicht mehr die tatsächliche Leistung und das sinnstiftende Moment von Arbeit, nicht mehr der einzelne Mensch, nicht mehr die Solidarität untereinander und soziales Engagement zählten, sondern Fassade, Status und materieller Besitz. Carls eigene sozioökonomische Situation hat sich zwar verbessert, sein Status in der relativen gesellschaftlichen Positionsskala jedoch seinem Gefühl nach verschlechtert, wenngleich er bis dato nie arbeitslos geworden ist. Denn während Carl sich in der DDR als aus einem »wohlhabenden« Elternhaus stammend einschätzen konnte, bezeichnet er sich zum Zeitpunkt des Interviews, trotz z.B. Autobesitzes, eher als »arm«.

Die Einführung der demokratischen Gesellschaftsordnung und des kapitalistischen Wirtschaftssystems beendete für Carl die gewohnte Zuordnung von Institutionen und Personen ins befreundete oder feindliche Lager. Ambiguitäten machten sich breit. Vor der Wende aus seiner Sicht universelle Werte, wie Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Gleichheit oder das Recht auf Arbeit, wurden durch den Einfluss des Geldes zu partikularen und relativen. Carl lehnt aber bei allem Unbehagen die Systemtransformation keineswegs pauschal ab. Doch ist ihm die Welt insgesamt diffuser und ein Stück weit fremd geworden.

Als wichtigen positiven Aspekt der Wende vermerkt Carl, dass ihm, der zu DDR-Zeiten nicht einmal uneingeschränkt ins weitere sozialistische Ausland reisen konnte, die Welt jetzt auch offen steht. Im Unterschied zu Judith ist Carl in dieser Hinsicht jedenfalls geradezu »stolz« auf die »Vereinigung zwischen den zwei deutschen Staaten«, die ihm erlaubte, »den zweiten Teil von Deutschland [...], auch die Menschen kennen zu lernen [...], sich vor Ort zu informieren« und überhaupt »etwas zu bewegen«. Er begriff – anders als Judith – beide Teile Deutschlands von Anfang an als eine deutsche Nation, wobei er den Begriff »Land« vorziehe, »mehr ist es nicht«.

Auch stand es ihm nun nach der Wende offen, Kontakt zu Ausländern aufzunehmen. Außer seinem christlich motivierten Ideal, Hilfsbedürftige zu unterstützen, waren bei Carl sicherlich ein Nachholbedürfnis und die Faszination, nun endlich andere, auch »exotische« Kulturen kennen zu lernen, ausschlaggebend, sich wie Judith in der örtlichen Ausländerinitiative und -beratung zu betätigen. Auch engagierte er sich nach der Wende in der eigenen Grenzregion beim Aufbau einer deutsch-tschechischen »Nachbarschaftshilfe«<sup>14</sup> und in Rumänien bei der Organisation von Jugendaustauschprogrammen. Dort erfährt er sich in mancher Hinsicht selbst in der überlegenen Rolle des »Wessis«, der nun seinerseits »mehr Möglichkeiten hat, natürlich auch mehr materielle Möglichkeiten oder [...] ein anderes Wissenspotential [...] mit einem Stück Vorlauf«. Allerdings gehe es, z.B. beim Aufbau einer Sozialstation in Tschechien, darum, eben »nicht zu machen, was die Altbundesländer mit uns gemacht haben, jetzt sind wir da und jetzt stülpen wir euch was über, sondern die Kunst ist es [...], die selber schon machen zu lassen« und erst bei Rückfragen weiterzuhelfen.

Indem sich Carl im relativen West-Ost-Gefälle (vgl. Ortowski 1993) nach Osten wendet, kann er wie Judith auf die Seite der »Macher« wechseln und durch diese günstigere Positionierung wohl außer einer allgemeinen persönlichen Befriedigung einen gewissen Ausgleich für die eigene Verunsicherung und Unterdrückung seiner alten Wertewelt durch die neue westliche, vom Geld regierte Werteordnung schaffen. Indem Carl im Osten Entwicklungshilfe nach seinen, im eigenen Land entwerteten Idealen leistet, stützt er seine durch die Wende bedrohte, auf humanistischen Vorstellungen bauende Identität. Möglicherweise kompensiert er auch seine sozioökonomische Schlechterstellung gegenüber den stereotyp, oder genauer, nur sehr abstrakt wahrgenommenen Westdeutschen, wenn er nun, was er mehrfach herausstellt, als Fahrer einer modernen westlichen Automarke und mit westlichem Know-how in den weiteren Osten kommt.

Mit der Ausrichtung seiner Aktionen auf den nun offen stehenden Osten verbindet Carl aber auch einen politischen Auftrag, setzt ein – sicherlich sowohl rückblickend nach Westen als auch vorausschauend nach Osten gerichtetes – »Zeichen«: »guckt mal, es geht auch anders.« Wenn er nämlich den

<sup>14</sup> Ein der deutsch-tschechischen Nachbarschaftshilfe gewidmeter Verein hat sich zum Ziel gesetzt, die Arbeitslosigkeit auf deutscher Seite im Grenzgebiet zu verringern und dem erwarteten Anstieg der Arbeitslosigkeit auf tschechischer Seite vorzubeugen. Es wurde u.a. eine Talentbörse eingerichtet, bei der Deutsche und Tschechen Dienstleistungen anbieten.

ehemaligen sozialistischen Nachbarn durch diese solidarische Aufbauhilfe und das eigene gute Beispiel zeigen will, dass man mit Statussymbolen wie dem neuen Auto auch bescheidener auftreten und Kapital sinnvoller als für einen blinden »Kaufrausch« einsetzen könne, dann hofft er, diese Länder behutsam auf die hereinbrechende Macht des Reichtums und des Geldes vorzubereiten. So wünscht er, im Kleinen dazu beitragen zu können, dass diesen Ländern die Brutalität der »Erfahrung, wie über uns da hergefallen worden ist«, ein Stück weit erspart bleibt oder dass diesem Überfall dort jedenfalls nach entsprechender Vorbereitung besser begegnet werden kann. Carls interkulturelle Aktionen lassen sich nicht zuletzt auch als Wunschprojektion lesen, mit der er, stellvertretend an den Nachbarregionen, die Verhaltensmuster in der deutsch-deutschen Begegnung »korrigiert«.

Neben dieser kompensatorischen Bedeutung der interkulturellen Arbeit fällt besonders die identifikatorische Bedeutung einer Region auf: Sachsen bietet Carl – nicht zuletzt wegen der als intakt und abwechslungsreich empfundenen Landschaft und seiner im Interview schwärmerisch und dabei stereotyp dargestellten eigenständigen Geschichte und regionalen Tradition – im Nachwende-Wirrwarr mit seinen fremden Einflüssen ein in jeder Hinsicht als positiv gesehenes, vertrautes kulturelles Bezugssystem, das ihm hilft, die von außen kommenden, unbeeinflussbaren Veränderungen leichter zu ertragen. Landschaft und Geschichte, das Erzgebirge und August der Starke, stehen bei Carl für das Eigene, kontinuierlich Bewahrte und Vorzeigbare.

Mit Sachsen verbindet Carl auch im Hinblick auf die Mentalität seiner Bewohner »Heimat«. Die Sachsen sind wie er selbst: z.B. »arbeitsam«, die Brandenburger dagegen »faul« und »kaufrauschbesessen«. Die eigene und die fremde Region werden somit zu Projektionsflächen für in der Wendezeit virulente Verhaltensstereotypen. In gewisser Weise repräsentiert die fremde Region, das (vom Eigenen abgespaltene) negative Verhaltensmuster (Maaz 1994), mit dem man in den Umbruchzeiten aus Carls Sicht zum Scheitern verurteilt ist.

Die Region als positives territoriales Bezugssystem – oder im Falle Judiths die ethnisch-kulturelle Zuordnung – wird wichtig, wenn größere Einheiten auseinanderbrechen oder sich neue Nationen und Bündnissysteme konstituieren, die – aus welchen Gründen auch immer – für den Einzelnen noch nicht als identifikatorische Größen taugen.

*Ostdeutsch: »Amalgam« aus Erfahrungen vor und nach der Wende*

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Einerseits will keiner der hier vorgestellten Interviewten die alte DDR zurück. Dabei ist ihr Verhältnis zur neuen BRD in verschiedener Hinsicht ein besonders kritisches. Vor allem bei Carl W. und Judith W. spielt die Angst eine große Rolle, Deutschland könne seine Vormachtstellung missbrauchen; ausländerfeindliche Ausschreitungen lassen beide sofort an die Zeit des Nationalsozialismus denken. Auch die ostdeutschen Interviewten finden es wie viele westdeutsche ganz selbstverständlich, dass die Verantwortung für den Nationalsozialismus einen Nationalstolz wie in anderen Ländern verbiete. Eine positive Identifikation mit Deutschland als einer »Kulturnation« ist bei den ostdeutschen Befragten jedoch ebenfalls zu verzeichnen. Während viele westdeutsche Interviewte Deutschland allerdings schon sehr viel mehr mit Demokratie, wirtschaftlichem Erfolg und auch positivem internationalem Einfluss oder den Errungenschaften des Sozialstaats, Bürgerbewegungen oder Umweltschutz verbinden, sind dies keine Merkmale, über die in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre bei den ostdeutschen Interviewten eine Identifikation mit der Bundesrepublik als politischem System zustande gekommen ist (siehe Blank/Schmidt 1994; Gallenmüller/Wakenhut 1994; Westle 1994).<sup>15</sup>

Gerade die Argumentationen Carls und Judiths bei ihrer ausgeprägten Skepsis gegenüber der Demokratie zeigen, dass hier spezifisch ostdeutsche Maßstäbe und neue Erfahrungen nach der Wende zusammenkommen. Dieses »Amalgam« aus alten und neuen Erfahrungen hat Rudolf Woderich (1996: 94ff.) als Charakteristikum einer sich neu bildenden ostdeutschen Identität beschrieben. So findet Carl W., dass die BRD nicht vom Volk, sondern (fast wie in der DDR) von einem Parteienapparat regiert werde, der nicht allen Bevölkerungsgruppen politisches Mitspracherecht zugestehe. Chancengleichheit und die Transparenz der Politik als Voraussetzung einer demokratischen Willensbildung und Mitbestimmung bleiben für ihn graue Theorie. Für Judith W. spielen in diesem Zusammenhang das fehlende »Ausländerwahlrecht« und die von der Politik »geduldete« hohe Arbeitslosigkeit eine wichtige Rolle. Der Sozialstaat kommt für sie als identifikatorisches Merkmal wohl auch schon deshalb nicht in Frage, weil sie als alleinerzie-

<sup>15</sup> Eine Ausnahme bildet diesbezüglich die Identifikation Carl W.s mit dem Sozialstaat oder die von Tabea wahrgenommene »Schlichterrolle«, die Deutschland bei Konflikten in der Welt zunehmend einnehme.

hende Mutter eine weitestmögliche Absicherung in der DDR genossen hatte, wie sie betont.<sup>16</sup>

Ein ostalgisches »Zurück in die DDR« ist zwar in keinem Fall auszumachen, andererseits spielen bei allen Interviewten mit Ausnahme von Frau Jacob trotz unterschiedlicher Biographien und Wende-Erfahrungen die in der DDR propagierten und von ihnen auch als dort gelebt empfundenen Werte (Solidarität, Gleichheit, Zusammenhalt) eine große Rolle (siehe Meulemann 1996). Sie erscheinen sowohl als persönliche Leitwerte, die in der Selbstwahrnehmung im Interview das eigene Handeln, aber auch die Beurteilung von Gruppen sowie der alten und neuen Staatsgebilde steuern. Einerseits stiften sie somit eine Kontinuität in Zeiten lebensweltlicher und lebensgeschichtlicher Umbruchs- und Krisenerfahrungen. Die Werte Solidarität und Gleichheit bilden andererseits im Falle Victoria C.s eine wichtige Säule für eine neu ausgebildete Nach-Wende-Identität als Ostdeutsche, in der die neue Erfahrung der um sich greifenden Arbeitslosigkeit mit ihren Folgen zu einem ostalgischen Rückbezug auf die alten Tugenden führt.

Diese Werte, die bei Carl W. und Victoria C. nicht aus einer direkten Identifikation mit dem Sozialismus, sondern eher aus dem Kontext Kirche stammen bzw. von einer im Rückblick positiv gedeuteten DDR-Lebenswelt herrühren, führen z.B. zu der Forderung einer Gleichbehandlung von Ausländern. Im Falle Victoria C.s, die selbst relativ wenig direkten Kontakt mit Nicht-Deutschen hat, speisen sich aus ihnen allerdings ebenfalls Forderungen an die Einwanderer, die sich in Deutschland genau wie Deutsche tadellos zu benehmen hätten. Bei Carl W. und Judith W. begründet sich aus diesen Leitwerten darüber hinaus ein ausgeprägtes Engagement in der lokalen Ausländerarbeit. Diese mit der Vereinigung der beiden Teile Deutschlands einsetzenden Aktivitäten lassen sich als Strategie zur Bewältigung der durch die Wende bedingten Identitätskrisen interpretieren. Hinzu tritt, zumindest bei Judith wie auch bei Tabea, das Motiv, sich als »geläuterte Deutsche« zu präsentieren; allerdings geht es nicht so sehr um eine »Wiedergutmachung« nationalsozialistischer Schuldenerfahrung (der Eltern- oder Großelterneneration), sondern vielmehr um die Verhinderung der Wiederholung der Geschichte in der Tradition des »antifaschistischen Widerstandes«.

Insbesondere bei Judith dient die Solidarisierung mit den Ausländern, den aus ihrer Sicht »Unterdrückten« im Land, darüber hinaus als Möglichkeit,

<sup>16</sup> Auch die spezifischen Erfahrungen ostdeutscher Frauen sind mittlerweile untersucht worden (z.B. Meyer/Schulze 1995).

ihr Gefühl, »Fremde im eigenen Land« zu sein, mit anderen aus ihrer Sicht Betroffenen zu teilen; und sie kann wie Carl den Verlust der alten Bezugsgruppen und -systeme durch ein neues soziales Umfeld auffangen.<sup>17</sup> Judith schafft sich durch ihre Ausländerarbeit eine von ihrer sozialistischen Vergangenheit, die ihr Schuldgefühle bereitet, unberührte, geschlossene Nische. Carls ehrenamtliche interkulturelle Aktivitäten, insbesondere in Tschechien und dann in Rumänien, stehen im Zeichen seiner Suche nach Erfahrung von Welt, die sich nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Länder neu ordnet und in deren West-Ost-Gefälle er sich auch selbst neu verorten muss. Allerdings nimmt diese Suche nach dem neuen Eigenen und Fremden nicht wie bei Judith ihren Ausgangspunkt im Verlust einer exponierten Stellung in der DDR-Gesellschaft auf der Seite ihrer Funktionsträger, sondern sie geschieht aus der nicht mehr gegebenen oppositionellen Positionierung heraus, die ihm bei allen Nachteilen (z.B. eingeschränkte Berufswahl, kaum Reisemöglichkeiten) ebenfalls die Sicherheit klarer Zuordnungsmaßstäbe und Feindbilder geboten hatte, die zusammen mit der oppositionellen Rolle der kirchlichen Nischenkultur durch die Wende verloren gingen.

In gewisser Weise bilden diese beiden zuletzt vorgestellten Fallstudien über dezidierte *Ausländerfreundlichkeit* auch ein thematisches Gegengewicht zu den immer wieder diskutierten Zusammenhängen zwischen sich möglicherweise in Folge sozialer Deprivation und politischer Unzufriedenheit besonders in Ostdeutschland herausbildenden *fremdenfeindlichen* und nationalistischen Tendenzen (Kühnel 1995). So kann die differenzierte Betrachtung einzelner Biographien nicht zuletzt zeigen, dass die Erosion ehemals relativ fester Lebensgemeinschaften und die Enttraditionalisierung von handlungsleitenden kulturellen Normen nicht fast zwangsläufig zu extremistischen und fremdenfeindlichen Positionen führen muss, was die in der Öffentlichkeit oft verkürzte Diskussion der einschlägigen empirischen Studien gelegentlich suggerieren mag.<sup>18</sup>

<sup>17</sup> Gerade der Fall Judiths, die nach dem erfahrenen Missbrauch ihrer Parteigläubigkeit und der ihr anerzogenen Werte keine Zugehörigkeitsgefühle zu einem System mehr entwickeln will, zeigt, welche biographischen Zusammenhänge zu diesem mehrfach bei Ostdeutschen beschriebenen Gefühl der »Fremden im eigenen Land« führen können (vgl. Steffens 1996; Woderich 1996).

<sup>18</sup> Kühnel (1995: 227f.) geht davon aus, dass im Osten Deutschlands »Erfahrungen mit sozialer Deprivation und Anomie anscheinend nicht die entscheidende Bedeutung für die Erklärung von Fremdenfeindlichkeit haben, die man ihnen erwartungsgemäß einräumen möchte.« Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus könne gerade nicht bei den Unzufriedenen und Wendeverlierern ausgemacht werden, sondern eher bei denjenigen, die sich mit starker Arbeits- und Genusorientierung durch erhebliche berufliche Anstrengungen einen gewissen Platz in der neuen Gesellschaft erkämpft hätten.

### Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict (1993): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York (engl. Original London 1983).
- Blank, Thomas/Schmidt, Peter (1994): Nationalstolz und Nationale Identität. Empirische Befunde zum Stolz auf Deutschland. In: Kohr, Heinz-Ulrich/Wakenhut, Roland (Hg.): Nationale Identität und europäisches Bewusstsein. Theoretische Entwürfe und empirische Befunde. München, S. 30–53 (Arbeitspapiere des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, 93).
- Erdmann, Klaus (1996): Der gescheiterte Nationalstaat. Die Interdependenz von Nations- und Geschichtsverständnis im politischen Bedingungsgefüge der DDR. Frankfurt a.M./New York.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Ders. (Hg.): Biographien in Deutschland. Opladen, S. 50–72.
- Gallenmüller, Jutta/Wakenhut, Roland (1994): Nationalbewusstsein-Ost vs. Nationalbewusstsein-West? Diskrepanzen im Bewusstsein nationaler Zugehörigkeit nach der deutschen Einigung. In: Kohr, Heinz-Ulrich/Wakenhut, Roland (Hg.): Nationale Identität und Europäisches Bewusstsein. Theoretische Entwürfe und empirische Befunde. München, S. 15–29.
- Götz, Irene (Hg.) (2001): Bilder vom Eigenen und Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten. Münster/Hamburg/London. (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge. Sonderheft 24).
- Dies. (2002): Deutsche Identitäten. Kontexte, kulturelle Formen und biographische Dispositionen in den 1990er Jahren (Habilschrift, unveröff. Ms.).
- Dies./Kölbl, Andrea (2002): »Ich wollt' nicht bei den Deutschen stehen«. Engagement für Ausländer als Bewältigungsstrategie von wende-bedingten Identitätskrisen. In: Dröge, Kurt (Hg.): Alltagskulturen in Grenzräumen. Frankfurt a.M., S. 349–372.
- Honolka, Harro/Götz, Irene (1999): Deutsche Identität und das Zusammenleben mit Fremden. Fallanalysen. Opladen/Wiesbaden.
- Ihme-Tuchel, Beate (2002): Die DDR. Darmstadt.
- Koch, Thomas (1992): »Hier ändert sich nie was!« Kontinuitäten, Krisen und Brüche ostdeutscher Identität(en) im Spannungsfeld zwischen »schöpferischer Zerstörung« und nationaler Re-Integration. In: Thomas, Michael (Hg.): Abbruch und Aufbruch. Sozialwissenschaften im Transformationsprozess. Erfahrungen, Ansätze, Analysen. Berlin, S. 319–334.
- Kudera, Werner (1993): Eine Nation, zwei Gesellschaften? Eine Skizze von Arbeits- und Lebensbedingungen in der DDR. In: Jurczyk, Karin/Rerrich,

- Maria S. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg, S. 133–159.
- Kühnel, Wolfgang (1995): Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus. Korrelate sozialer Deprivation und politischer Unzufriedenheit? In: Bertram, Hans (Hg.): Ostdeutschland im Wandel. Lebensverhältnisse – politische Einstellungen. Opladen, S. 207–229.
- Maaz, Hans-Joachim (1994): Das Eigene und das Fremde im deutschen Vereinigungsprozess. In: Egner, Helga (Hg.): Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Solothurn/Düsseldorf, S. 67–81.
- Meyer, Sibylle/Schulze, Eva (1995): Die Auswirkungen der Wende auf Frauen und Familien in den neuen Bundesländern. In: Gensior, Sabine (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenarbeit. Berlin, S. 249–269.
- Meulemann, Heiner (1996): Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wiedervereinten Nation. Weinheim.
- Münkler, Herfried (1996): Das kollektive Gedächtnis der DDR. In: Vorsteher, Dieter (Hg.): Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. Berlin: Deutsches Historisches Museum, S. 458–468.
- Ortowski, Hubert (1993): Die Ideologie des West-Ost-Gefälles und das Fremdheitssyndrom. In: Wierlacher, Alois (Hg.): Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdenforschung. München, S. 463–470.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft. Ein Problemaufriss. In: Bios 13,1, S. 5–30.
- Rätz, Beate (2001): Frau Jacob: »Kriegskind« – »DDR-Kind« – Identifikations(t)räume. In: Götz, Irene (Hg.) (2001): Bilder vom Eigenen und Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten. Münster/Hamburg/London S. 17–28. (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge. Sonderheft 24).
- Reichart-Burikukiye, Christiane (2001): Tabea: »Ein typisch deutsches Schicksal, aber im linken Bereich«. Eine sozialistische Familiensaga. In: Götz, Irene (Hg.) (2001): Bilder vom Eigenen und Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten. Münster/Hamburg/London, S. 29–40. (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge. Sonderheft 24).
- Steffens, Anja (1996): Selbst-Befragung. Kommunistische Denkwirklichkeiten nach der Wende. Biographische Interviews. Frankfurt a.M. (Notizen, 53).
- Westle, Bettina (1994): Demokratie und Sozialismus. Politische Ordnungsvorstellungen im vereinten Deutschland zwischen Ideologie, Protest und Nostalgie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, S. 571–596.

- Woderich, Rudolf (1996): Peripherienbildung und kulturelle Identität. In: Kollmorgen, Raj (Hg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland. Empirische Befunde und theoretische Ansätze. Opladen, S. 81–96.
- Zwahr, Hartmut (1994): Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. In: Kaeble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Zwahr, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, S. 426–468.